

Bernhard Winkler

**Genug
gelogen!**

So nicht!

Anklage

einer

verlorenen

Generation

**Ihr raubt uns
die Zukunft!**

K&S

Bernhard Winkler • So nicht!

Bernhard Winkler

**Genug
gelogen!**

So nicht!
**Anklage einer
verlorenen Generation**

**Ihr raubt uns
die Zukunft!**



www.kremayr-scheriau.at

ISBN 978-3-218-00868-6

Copyright © 2013 by Verlag Kremayr & Scheriau KG, Wien

Alle Rechte vorbehalten

Einbandgestaltung: Kurt Hamtil, Wien

Typografische Gestaltung: Kurt Hamtil, Wien

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH, St. Stefan i. Lavanttal

Inhalt

| | |
|---|----|
| 1. Anklagepunkt Prolog Politik und ich: Vom Freak zum Frustrierten | 7 |
| 2. Anklagepunkt Wie ich mein Interesse für Politik weckte und wie alles wieder zunichte gemacht wurde | 14 |
| 3. Anklagepunkt Wir suchen Superpolitiker, finden aber nur Phrasendrescher | 21 |
| 4. Anklagepunkt Das Geld regiert die Welt, die Politik ist sein Sklave | 28 |
| 5. Anklagepunkt Reißt endlich das Ruder rum, sonst entern Piraten das Parlament! | 34 |
| 6. Anklagepunkt Demokratie ist kein Kindergarten: Wir müssen hart arbeiten, um sie zu bewahren | 40 |
| 7. Anklagepunkt Politiker sind keine Landwirte. Warum betreiben sie dann Kuhhandel? | 54 |
| 8. Anklagepunkt Geiz ist auch in der Presse leider geil: Wo sollen wir uns in Zukunft seriös informieren? | 61 |
| 9. Anklagepunkt Im Laufschrift marsch zurück in die Vergangenheit | 69 |
| 10. Anklagepunkt Der Arbeitsmarkt ist kein Selbstbedienungsladen und die Jugend wartet nicht angeleint vor der Tür | 76 |
| 11. Anklagepunkt Generation ohne Lobby: Wir sitzen alle im selben Boot | 84 |
| 12. Anklagepunkt Ihr wechselt politisches Kleingeld auf Kosten der Jugend | 91 |

| | |
|--|------------|
| 13. Anklagepunkt Alte gegen Junge: Eine Front, die es nicht gibt | 100 |
| 14. Anklagepunkt Jeder will jung aussehen, niemand will jung sein | 105 |
| 15. Anklagepunkt Verbannt Vorurteile von vorgestern, wir brauchen Platz in der Mitte | 111 |
| 16. Anklagepunkt Warum stellt ihr uns unter Generalverdacht? Auch für uns gilt die Unschuldsvermutung! | 120 |
| 17. Anklagepunkt Eigennutzen statt Gemeinwohl: Krisen machen uns zu Egoisten | 130 |
| 18. Anklagepunkt Konsumenten an die Macht! Die bösen Konzerne sind nur so böse wie wir selbst | 136 |
| 19. Anklagepunkt Die Europäische Union kennt ihr Ziel nicht, will es aber als Erster erreichen | 143 |
| 20. Anklagepunkt Epilog Fangen wir neu an, ohne alte Fehler zu wiederholen! Ein Plädoyer gegen die Politikverdrossenheit | 151 |

1. Anklagepunkt⁸

Prolog

Politik und ich Vom Freak zum Frustrierten

Es war an meinem 13. Geburtstag, als mir mein bester Freund eine Jugendzeitschrift schenkte. „Jetzt bist du ein Teenager“, sagte er und wie die meisten Pubertierenden fand ich großes Interesse am Inhalt dieses Hefts. Es trug den Titel „Yam!“. Wir nannten es fachmännisch und dem anglizistischen Zeitgeist entsprechend „Tschähm“. Heute weiß ich, dass wir einfach hätten lesen sollen, was auf dem Titel stand: Yam, Young Adult Magazine, einfach Yam, gesprochen: Iam.

Es war ein Geburtstagsgeschenk, wie es auch viele andere an so einem bedeutenden Datum bekamen, und auch der Tag – es war Hochsommer – verlief klassisch mit Baden, Musik Hören und Fußballspielen.

Ich erinnere mich allerdings, dass wir uns damals, nach dem Schwimmen in der Sonne trocknend, keineswegs über die Themen des Tschähm unterhielten. Vielmehr sprachen wir über Politik. Mein bester Freund war zwei Jahre älter als ich und vermochte seine Weltanschauung recht gut darzustellen. Schon die Tatsache, dass er mit 15 Jahren überhaupt eine hatte, faszinierte mich.

Er warf mit Fachbegriffen um sich, sprach von Konservativen, Sozialisten und Liberalen. Interessiert folgte ich seinen Ausführungen, wusste sie aber nicht so recht zu deuten. Es klang zwar alles interessant und wenn ich, in der Wiese liegend, die Augen schloss, hatte ich den Eindruck, der Bundeskanzler

höchstpersönlich halte soeben neben mir eine Rede. Verstehen konnte ich davon aber rein gar nichts. Hin und wieder fiel ein Stichwort, zu dem ich mich einklinken wollte. Ich ließ es dann aber doch bleiben, weil mein politisierender Geburtstagsgast schon wieder beim nächsten Thema angelangt war, zu dem ich nur wiederholendes Nicken und kurze Ausrufe des Staunens wie „Echt?“ oder „Hätt ich nicht gedacht“ oder beides kombiniert beisteuern konnte.

Insgeheim nutzte ich die Zeit seines Redeschwalls, um darüber nachzudenken, welches Geburtstagsgeschenk ich wohl von meinen Eltern bekommen würde, wenn sie am Abend mit der Arbeit fertig waren. Ich dachte an ein neues Mountainbike, an „Game Boy“-Spiele und an das Buch, das ich mir schon lange wünschte. Diese Überlegungen mussten wohl ein Lächeln auf mein Gesicht gezaubert haben, denn zwischen seinen Ausführungen über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit hielt mein Freund plötzlich inne und fragte, wie ich es bei so einem Thema wagen könne, blöd zu grinsen. Ob mir die Tragweite dieser Angelegenheit denn nicht begreiflich sei?

Das rüttelte mich auf. Denn eigentlich bezeichnete ich mich schon zu diesem Zeitpunkt als politikinteressiert. Und gut informiert war ich auch, dachte ich zumindest. Ich entnahm der täglichen Lektüre einer kleinformatigen Tageszeitung, die ich beginnend mit den Sportseiten von hinten zum Politikteil nach vorne las, dass das alles bestimmende innenpolitische Thema die Frage war, ob Österreich neue Kampfflugzeuge zur Verteidigung des Luftraums kaufen sollte oder nicht. Mein bester Freund, oder vielmehr: der Referent, dessen Ausführungen ich lauschte, war dafür. Er verehrte alles, was mit Luftfahrt und Militär zu tun hatte.

Nicht ohne Stolz wusste ich, wie die großen Parteien zur

Luftraumüberwachung standen: Die ÖVP war für die neuen Abfangjäger, die SPÖ dagegen. Ich konnte es gar nicht erwarten, diese Fachkenntnis nebenbei, aber doch prominent platziert, in die bisher sehr einseitige Diskussion einzubringen. Ungeduldig wartete ich auf den richtigen Zeitpunkt.

Mein Wissen über die Parteienlandschaft war, abgesehen von dieser einen Streitfrage, nicht gerade ausgeprägt. Bei diesem Thema jedenfalls erschien mir die SPÖ sympathisch. Warum sollte Österreich auch Kampfflugzeuge zur Verteidigung brauchen? Krieg ist out, sagte ich mir. Und viele Leute in meinem Alter teilten diese Meinung, wie ich an den auf ihren Schulrucksäcken aufgenähten „Peace“-Abzeichen erkennen konnte.

Dann sah ich meine Chance gekommen. Das politische Grundsatz-Referat meines Kumpels schien langsam zu einem Ende zu gelangen. Emotional wies er nochmal auf seine wichtigsten Argumente hin. Aus den Politikerreden, die ich zuvor im Fernsehen gesehen hatte, konnte ich erahnen, dass gleich der polternde Schluss kommen würde, mit dem er seine Sympathisanten für die kommende Wahl nochmal richtig heiß machen wollte. Und genauso war es: Wild gestikulierend und fast schreiend beendete er mit Tränen in den Augen seine Rede und griff zu seinem Glas, um seine trockene Kehle mit einem Schluck Cola für die eben erlittenen Qualen zu entschädigen.

Als ich an diesem Nachmittag, ganz selbstbewusster Neo-Teenager, mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg halten wollte, kam es zu einer Diskussion, die diesen Namen auch verdiente. Das war ein Novum, schließlich hörte ich sonst immer nur zu. Gekonnt artikulierte ich den Status quo in der Kampfflugzeug-Frage und legte mit meiner Meinung, die exakt dem Gegenteil jener meines Freundes entsprach, ein Schäuflin nach.

Ein Schauflein, mit dem ich die Glut zum Brennen brachte. Als ich auf die Frage, welche Partei ich wählen würde, wenn ich dürfte, mit „Grün“ antwortete, schleuderte mir mein bester Freund ein empörtes und politisch nicht korrektes „Fuck! Warum das denn?!“ entgegen.

Dann war er kurz sprachlos, was mich ebenso sprachlos machte, weil ich Sprachlosigkeit bei meinem besten Freund nicht gewohnt war. In die Stille hinein setzte er plötzlich zu einer Rede an, die in etwa jenen Verzweiflungstelefonaten mit un schlüssigen Bürgern entsprach, die in den USA die Teams der Präsidentschafts-Kandidaten ein paar Tage vor der Wahl zigtausendfach führten. Mit einem Flehen in der Stimme wollte er mich zu sich auf seine inhaltliche Linie ziehen, mich auf den richtigen Weg lotsen. Außer hinsichtlich seiner Abneigung gegen die Grünen konkretisierte er allerdings nie seine parteipolitischen Präferenzen. Er war ein Sachpolitiker und die Hauptsache war eine Landesverteidigung, die jederzeit einen Luftangriff des Feindes abwehren konnte. Auch eine Antwort auf die Frage, wer unser Feind sei, blieb er mir schuldig.

Egal. Es half ohnehin alles nichts. Ich änderte meine Meinung nicht. Im Gegenteil: Ich begründete mein imaginäres Kreuzchen neben der unliebsamen Partei mit messerscharfer Redekunst: „Die sind für die Umwelt und setzen sich für vom Aussterben bedrohte Tiere ein“, sagte ich wissend und in Gedanken den grünen Daumen erhebend. Mein bester Freund war schockiert. Ob mir denn nicht klar sei, dass „Grün“ in der Politik nicht einfach nur für Umwelt stünde. Wieder hörte ich mehrmals das Wort „links“. Mit einem flüchtigen und, um Peinlichkeiten zu vermeiden, kaum merkbaren Blick in diese Richtung konnte ich auch dieses Mal nicht nachvollziehen, was er damit meinte. Links von

uns befand sich ein grüner Wasserball, der neben dem Pool auf das nächste Match wartete. Vielleicht war er ihm ein Dorn in seinem vor Wut zuckenden rechten Auge.

Ich schwor mir, meine Fachkenntnis und Fähigkeit zum politischen Diskurs schnellstmöglich auf Expertenniveau zu steigern. Ziel war es, schon an meinem 14. Geburtstag derjenige zu sein, der die großen Reden schwang, der die versammelte Gästeschar mit seiner empathischen Rhetorik auf Jahrzehnte verzaubern würde und, wenn er 30 Jahre später als Bundeskanzler kandidierte, die Stimmen seiner Geburtstagsgäste ob des bleibenden Eindrucks aus dem Jahr 2003 noch immer sicher hätte.

Die nächsten zwei Stunden standen im Zeichen der unüberbrückbaren politischen Differenzen zwischen meinem besten Freund und mir. Unsere Freundschaft, die wir jahrelang im gegenseitigen Einvernehmen wie eine durch nichts zu erschütternde Große Koalition geführt hatten, stand auf der Kippe. Wir waren beide kurz davor, die Vertrauensfrage zu stellen und Neuwahlen auszurufen. Der Pool und der Wasserball bewahrten uns davor, und wir versuchten unsere Meinungsverschiedenheiten mit einigen hitzigen Matches vergessen zu machen. Jedes Mal, wenn mein sportlicher und nun auch politischer Gegner den Ball bekam, drosch er auf ihn ein, als wäre er der Grund allen Übels.

Gott sei Dank beendeten wir das Turnier nach vier Spielen mit einem gerechten zwei zu zwei unentschieden. Sonst wäre unsere Freundschaft Geschichte gewesen. Wir versöhnten uns erst wieder richtig, als ich ihn am Abend zu einem Eis einlud und vorschlug, das von ihm gestiftete Tschähm durchzublätern. Bei alterstypischeren Themen waren wir meist einer Meinung.

Meine Karriere als politisch interessierter Teenager nahm die nächsten Jahre analog zum Hormonspiegel einige Wendungen.

Noch im Anfangsstadium meines Daseins als politisch Interessierter entdeckte ich auch – jetzt wusste ich um die Bedeutung der Richtungsangaben – die rechte Seite.

Bei der FPÖ stand neuerdings ein Mann an der Spitze, den ich zwar als „uralt“ einstufte, dessen Geburtsdatum aber meiner Generation trotzdem am nächsten kam. Mädchen in meinem Alter bezeichneten ihn als attraktiv und sein Sinn für Mode war ausgesprochen gut. Wenn man ihm zuhörte, fand er auf alle Fragen, denen andere Politiker mit nichtssagenden Floskeln begegneten, eine klare Antwort. Diese war manchmal hart, immer verständlich, aber nie zu überhören. Ganz nebenbei war der HC, so nannten ihn alle, des Öfteren in Diskotheken anzutreffen, wie die meisten in meinem Alter auch. Sein Gesamtbild erschien mir authentisch und meine kleinformatige Stamm-Tageszeitung teilte diese Meinung.

So entwuchs ich dem Teenager-Alter, wurde erwachsen und veränderte mich und meine politischen Ansichten noch einige weitere Male. Im gleichen Maße wie meine Körpergröße schoss auch mein politisches Interesse in die Höhe. Zwar wollte ich mich nie in einer Partei aktiv einbringen. Ich verfolgte aber alle Diskussionen, TV-Sendungen, Berichte verschiedener Printmedien und teilte meine Meinung in Internetforen mit. Ich lernte das politische Spektrum kennen und entdeckte die Großparteien für mich. Die politische Mitte. Das schien mir sympathisch. Die besten Ideen aus allen Richtungen je nach Thema in der Mitte gebündelt. Solche Überlegungen hege ich heute noch, wenn ich mir über politische Themen eine Meinung bilde. Maßgebliches hat sich aber verändert: Die Politik hat ihre Glaubwürdigkeit verloren.

Ein Jahrzehnt nach meinem 13. Geburtstag: Die Politik hat es geschafft, aus einem wissbegierigen jungen Menschen einen Frustrierten zu machen. Bei den ersten Wahlen, die ich mit meinem Kreuzchen mitentscheiden durfte, hatte ich meine staatsbürgerliche Pflicht noch stolz erledigt. Jedes Mal gab es ein Angebot, das zumindest ein bisschen meinen Vorstellungen entsprach.

Heute, im Jahr 2013, ist alles anders. Die Politik kämpft mit einem Ansehen als im besten Fall notwendiges Übel. Die Bürger flüchten sich in Zorn, Resignation und Sarkasmus. Österreich setzt der internationalen Krise der Politik die Krone auf: Im Parlament gibt es derzeit nur eine gewählte Partei, deren Politiker noch nicht in Gerichtsprozesse um Bestechlichkeit, Veruntreuung oder einen anderen fragwürdigen Umgang mit öffentlichem Geld verwickelt gewesen sind. Die Innenpolitik-Seiten der Zeitungen sind voller Berichte, die mit der immer gleichen juristischen Formulierung „Es gilt die Unschuldsvermutung“ die längst geschehene Vorverurteilung der Politiker verhindern sollen.

Für Bürger, die gern unbestechliche, nicht in die eigene Tasche wirtschaftende Politiker wählen, ist das Angebot an Parteien dürftig. Wenn wir auch in jedem anderen Lebensbereich im Überfluss leben – in der Politik ist inhaltliche Enthaltensamkeit das Gebot der Zeit. Wie viele Parteien bleiben als wählbar übrig, wenn wir das bescheidene Angebot auf seine Inhalte prüfen? Eine oder keine? Ist es das, was wir im 21. Jahrhundert Demokratie nennen?

12. Anklagepunkt

Ihr wechselt politisches Kleingeld auf Kosten der Jugend

Ich fühle mich übers Ohr gehauen. Wie jemand, der dem Drängen eines Staubsauger-Vertreters an der Haustür nachgegeben hat und nach dem unliebsamen Besuch verschämt erkennt, dass das eben erstandene Gerät nicht hält, was der genauso freundliche wie aufdringliche Herr im Anzug versprochen hat. Eigentlich möchte man ja nicht darüber sprechen. Man schämt sich, will es geheim halten und die Schmach schnell wieder aus dem Gedächtnis löschen. Einfach das erstandene Gerät so hinnehmen, wie es ist, und wie jeden anderen normalen Haushaltsgegenstand in die Abstellkammer sperren.

Doch dann schlägt man die Zeitung auf und erfährt, dass man nicht allein ist. 1,5 Millionen weiteren Österreichern geht es genauso. Sie alle haben sich so wie ich hinters Licht führen lassen. Sie alle teilen ein ähnliches Schicksal. Das macht Mut. Also beschließe ich, jedem, der es hören will, von meiner Niederlage zu erzählen. Auch jenen, die davon nichts wissen wollen, präsentiere ich die Geschichte. Ein bisschen Bewusstseinsbildung muss sein.

Ich habe einen Vertrag für eine „staatlich geförderte Zukunftsvorsorge“ abgeschlossen. Ich lege also monatlich einen fixen Betrag zurück, den ich im Alter mit Zinsen ausbezahlt bekomme. Natürlich erledige ich das nicht mit dem Sparbuch, da die Politik extra ein lukratives Instrument dafür erschaffen hat. Ich habe also einen Vertrag unterschrieben, aus dem ich in frühestens zehn Jahren

wieder aussteigen kann. Die höchstmögliche Rentabilität erreiche ich nur, wenn ich tatsächlich bis zum Ende meines Berufslebens einzahle. Zehn Jahre oder sogar 40 Jahre – das sind zwar Zeiträume, die jede meiner bisherigen privaten oder beruflichen Planungen bei weitem übersteigen. Aber es ist ja für eine gute Sache, die in meiner Generation sowieso für jeden fast schon Pflicht ist. Sagt man. Schließlich wird das staatliche Pensionssystem mit dem Umlageverfahren, so wie es Österreich oder Deutschland haben, eines Tages nicht mehr funktionieren. Sagt man.

Die Menschen werden immer älter und die Geburtenrate stagniert auf niedrigem Niveau. Also wird es bei unserem Umlageverfahren, bei dem die Jungen das Einkommen der Alten sichern, irgendwann zu wenige Einzahler und zu viele Empfänger geben. Da ist es nur logisch und löblich, dass die von mir nun gewählte Form der langfristigen Geldanlage mit einer großzügigen Prämie staatlich unterstützt wird. Das gibt dem Ganzen ein großes Maß an Seriosität.

Wie nahe diese gutgläubige Behauptung am Schicksal eines überrumpelten Staubsauger-Käufers ist, wurde im Jahr 2012 offensichtlich. Denn es versteht sich fast von selbst, dass der Staat meinen naiven Glauben an seine Verlässlichkeit bestraft hat. Als mit der Wirtschafts- und der Staatsschuldenkrise auch die Zeit der „Sparpakete“ der Politik anbrach, wurden in Österreich die Prämien für die staatlich geförderte Zukunftsvorsorge halbiert. Zuvor hatten die Aktien und Anleihen, in die meine Bank das einbezahlte Geld investierte, schon keine brauchbaren Gewinne abgeworfen oder sogar Verluste gemacht. Dank des staatlichen Sparpakets war ich nun endgültig bei der Erkenntnis angekommen, dass mein Gespartes unter einem Kopfkissen oder in einem Erdloch im Garten eine wesentlich bessere Performance

hingelegt hätte. Und das ohne Mindestlaufzeit. Mit einer guten Schaufel hätte ich jederzeit Zugriff auf mein Vermögen gehabt.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass mir bis zur Wirtschaftskrise entgangen war, wie politisch umstritten die im Jahr 2003 von der Regierung eingeführte Form der privaten Rentenvorsorge war. Ich war davon ausgegangen, dass die Politik bei diesem sensiblen Thema nur Maßnahmen beschließt, über die Einigkeit herrscht oder über deren grundsätzliche Notwendigkeit es zumindest so etwas wie eine gemeinsame Übereinkunft gibt. Stattdessen wurden bei der Altersvorsorge die Unterschiede in den Weltanschauungen so deutlich wie bei keinem anderen Thema: Während eine Seite die Meinung vertrat, dass mit privater Veranlagung eine neue Säule der Altersvorsorge geschaffen werden müsse, war die andere davon überzeugt, dass die staatliche Rente, so wie wir sie kennen, auch in Zukunft genug Geld abwerfen würde.

Wie es tatsächlich weitergehen wird, ist heute immer noch eine Streitfrage. Die Antwort ist von der Ideologie abhängig. Dabei gibt es viele Fragen. Ab wann wird die Alterspyramide so ausgebeult sein, dass für Leute in meinem Alter kein Geld mehr übrig bleibt? Oder weniger Geld als heute? Oder bleibt alles so, wie es ist? Womit sollen wir rechnen? Kann es sein, dass wir in 50 Jahren gar nichts mehr bekommen? Sind 50 Jahre überhaupt realistisch? In welchem Alter wird ein heute 23-Jähriger seine Pension beziehen können? Bleibt es beim Umlageverfahren? Sucht der Staat nach neuen Möglichkeiten, erspartes Geld einige Jahrzehnte sicher am Kapitalmarkt vermehren zu können? Hätte ich gut daran getan, schon als Schüler einen Teil meines Taschengeldes für den Ruhestand zurückzulegen? Sind die Angaben des „Pensionskontos“, das die österreichische Politik für 2014 vorbereitet hat, so verlässlich wie die Prämienhöhe bei der staatlich

geförderten Zukunftsvorsorge? Mache ich mir überhaupt zu viele Gedanken und das Problem erledigt sich irgendwann, irgendwie von selbst?

Ich fühle mich wie ein Kleinkind, das seine Eltern mit Fragen quält, die ihm unter den Nägeln brennen. Anstatt eine Antwort zu bekommen, wird meine Wissbegierde als vorpubertäre Naivität abgetan. Warum ist der Himmel blau? Warum fahren Autos auf der rechten Straßenseite? Wieso hat mein Lehrer eine große Nase? Wieso können Tiere nicht sprechen? Warum ist die Banane krumm? Ist schon gut, Bub.

Meine Generation hat niemanden, der ihre Fragen kompetent und verbindlich beantworten kann. Wen man auch fragt, er ist ahnungslos oder befangen. Der Anlageberater der Hausbank sieht die staatlich geförderte Zukunftsvorsorge positiv. Schließlich verdienen er und sein Arbeitgeber gut daran. Politiker sind entweder dafür oder dagegen – je nach Parteizugehörigkeit. Die Eltern haben ihr Wissen selbst nur aus den Medien und aus Erfahrungen der Vergangenheit. Die Wissenschaft hat nur vage Prognosen zu bieten.

Diese Planlosigkeit und Uneinigkeit nerven. Wie verantwortungslos in Österreich mit der drohenden Unfinanzierbarkeit der Pensionen umgegangen wird, zeigt ein beispielgebendes Erlebnis vom Oktober 2012.

Eines Vormittags mache ich mich auf den Weg zum Briefkasten und erwarte wie immer nichts Besonderes von dem Ding, das trotz E-Mail-Postfach unverzichtbar ist. Allerdings ist es jeden Tag mit Werbung vollgestopft. So voll, dass ich schon länger den Verdacht hege, ich bekomme auch die Ration jener Nachbarn, die sich mit dem „Bitte keine Werbung“-Aufkleber gegen jegliche Botschaft aus den Marketing-Abteilungen immun

gemacht haben. Als ich ihn öffne, offenbart sich mir das gewohnte Kommerz-Chaos aus Flugblättern, Katalogen und Werbebriefen. Der bunte Inhalt nimmt die gesamte Breite des an der Hausmauer senkrecht befestigten schwarzen Behälters ein. Bevor ich die Post also aus dem Kasten hieven kann, muss ich zwei Finger in die Mitte des Stapels bohren und ein paar Prospekte herausnehmen. Erst jetzt bekomme ich den Rest mit einem Handgriff nach draußen.

Ausverkauf im Möbelhaus, Minus 20 Prozent auf alle Wurstwaren im Supermarkt, Jubiläumswochen beim Autohändler – während ich mich auf den Weg zum Papierkorb mache, gehe ich den Stoß in meiner Hand flüchtig durch. Nur ein Brief der Arbeiterkammer schafft es, in mir so etwas wie einen Hauch von Interesse zu wecken. Schließlich ist die Arbeiterkammer mein Interessensvertreter, wenn es um den Job geht. Sie kümmert sich darum, in der Arbeitswelt gemeinsam mit ihrem Arbeitgeber-Pendant Wirtschaftskammer ein Gleichgewicht zwischen Unternehmen und Mitarbeitern herzustellen. Dazu tragen auch noch einige andere Sozialpartner bei. Ein System, das die Politik immer wieder als vorbildlich bezeichnet und das tatsächlich international bewundert wird. Und das alles für mich praktisch gratis.

Wobei, gratis ist es eigentlich nicht. Ich merke nur nichts von den Kosten, weil mein Mitgliedsbeitrag jeden Monat automatisch vom Brutto-Gehalt abgezogen wird. „Der monatliche Mitgliedsbeitrag (= Kammerumlage) beträgt 0,5 Prozent der Beitragsgrundlage für die Krankenversicherung. Der Beitrag wird mit der Sozialversicherung abgezogen und wirkt daher steuermindernd. Durchschnittlich beträgt der AK-Beitrag monatlich € 5,36 netto pro Arbeitnehmer/-in“⁹, informiert mich die Arbeiterkammer auf ihrer Homepage.

Ich drehe den Briefumschlag um, forme meinen rechten Zeigefinger lässig zum Brieföffner und reiße das Kuvert an der oberen Längsseite auf. Als ich den Inhalt – einen Brief und eine Broschüre – herausnehme, lächelt mir auch schon der Präsident der Arbeiterkammer entgegen. Irgendwie sympathisch. Fast schon zum in die Wange kneifen. Er schicke mir beiliegend „Witziges und Wissenswertes zum Thema Altersvorsorge“, steht im Betreff. Lieb von ihm. Ich freue mich, dass er an mich gedacht hat, und werde neugierig. Dass dieses Thema etwas Lustiges an sich hat, ist mir nämlich neu.

Im Match zwischen gesetzlicher Pensionsversicherung und Privatvorsorge möchte mir die Arbeiterkammer ein wenig Orientierung anbieten, steht im Brieftext. In dem Satz ist gesetzliche Pensionsversicherung unterstrichen, während „Privatvorsorge“ nur zwischen zwei Anführungszeichen steht. Ich lese weiter: In Zusammenarbeit mit dem Karikaturisten Gerhard Haderer und seiner „Schule des Ungehorsams“ sei ein Bilderbuch entstanden, das auch Informationen und Tipps enthält.

Ich bin verblüfft über die brillant umgesetzte Form der zielgruppenorientierten Kommunikation. Ein Bilderbuch über Pensionen für junge Menschen. Das ist genial. Lesen ist ohnehin nicht unsere Stärke, wie Studien immer wieder belegen. Deshalb wollen wir auf einen Blick sehen, um was es geht. Wozu denn ein Umweg über komplizierte Buchstaben, wenn auch ein Bild alles zeigt, was wichtig ist?

„Die witzigen Cartoons der Zeichner/-innen vermitteln ein Bild davon, wie junge Menschen selbst das Thema Altersvorsorge sehen“, schreibt der Präsident dann noch am Ende des Briefs. Super! Ich wollte immer schon wissen, wie die Jugend über Pensionen denkt. Das interessiert mich viel mehr als Expertenvorschläge

zur Lösung der drohenden Unfinanzierbarkeit. Ich habe ja praktisch keinen Einblick in die Welt der Unter-25-Jährigen.

Ich gehe in die Küche, mache mir einen zuckerlosen Kaffee mit viel Milch und begeben mich mit Tasse und Bilderbuch in der Hand ins Wohnzimmer. Voller Vorfreude lasse ich mich auf den Ledersessel fallen. Hauskatze Binki hat es sich auf der Lehne gemütlich gemacht und schaut mich erwartungsvoll an. „Nein, ich kann dir daraus nicht vorlesen. Das ist ein Bilderbuch“, sage ich streng, nippe am Kaffee, verbrühe mir die Zunge und schlage mit schmerzverzerrtem Gesicht die erste Doppelseite des Bilderbuchs auf. Binki dreht sich beleidigt weg. Da wir uns schon seit 17 Jahren kennen, weiß ich, dass sie jetzt nicht versucht zu schlafen, sondern mir einfach nur die kalte Schulter zeigen will.

Bevor ich ob dieser Gefühlskälte also noch zu frieren beginne, knöpfe ich den obersten Knopf meines Hemds zu und widme mich dem witzigen Werk der Arbeiterkammer. Weil mir auf den ersten beiden Seiten schon wieder der Präsident entgegengrinst, beschließe ich weiterzublättern. „Sympathie schön und gut. Aber irgendwann ist es genug“, denke ich mir und merke, wie mein Blutdruck steigt. Da nützt es auch nichts, dass dieses Mal zur Verstärkung auch ein lächelnder Arbeiterkammer-Direktor und ein nicht weniger fröhlicher Karikaturist abgebildet sind.

Aber noch in der Umblätterbewegung sticht mir zwischen all den heiteren Gesichtern etwas ins Auge, das es näher zu begutachten gilt: Das Vorwort wird durch eine überdimensionierte Headline eingeleitet. Sie lautet: „Keine Angst!“ und ist ungefähr drei Mal so groß gedruckt wie die einzelnen Zeilen des Fließtexts. Das macht mich stutzig. Wenn sich ob all der Verwirrung über Altersvorsorge bei jungen Menschen überhaupt irgendeine Form von Emotion regt, dann kann das durchaus am ehesten als

Angst bezeichnet werden. Zukunftsangst. Habe ich zumindest gedacht.

Für solch schreckhafte Zeitgeister wirken folgende Worte natürlich wie Balsam für die Seele: „Unser gesetzliches Pensionsystem steht keineswegs vor dem Zusammenbruch. Es stimmt: Die Menschen leben immer länger, der Anteil der älteren Menschen an der Bevölkerung nimmt zu. Das ist aber nicht der einzige Faktor, von dem die Sicherheit unserer Pensionen abhängt. Eine gute Ausbildung und gut bezahlte Jobs für die Jungen, eine geringe Arbeitslosigkeit, mehr Steuergerechtigkeit und gesunde Arbeitsbedingungen sind ebenso wichtig.“

Die nächsten Seiten sind mit comicartigen Bild-Text-Kombinationen bedruckt. „Also doch was zu lesen“, bemerke ich verärgert und nehme nochmal den Brief zur Hand, in dem ausdrücklich von einem Bilderbuch die Rede ist. Ich blättere durch und sehe Finanzberater als Kindesentführer, Raubtierkapitalisten, Hütchenspieler, Zigarettenverkäufer, ja sogar als Monster unter dem Bett. Dagegen liest sich mein Gleichnis vom Staubsauger-Vertreter an der Haustür ja fast wie ein Kompliment.

Was im Brief als „Wissenswertes“ angekündigt ist, scheint die letzte, A5-formatige Doppelseite mit dem Titel „Kleines Pensions-ABC“ zu sein. Sie enthält so wenige Wörter und so viel Weißraum, dass auch hier noch locker ein lustiges Bild Platz gefunden hätte. Stattdessen wird mit Kurzerklärungen unter sieben Schlagworten unser Rentensystem analysiert. Bei „Finanzierung“ steht: „Im Gegensatz zu fragwürdigen Prognosen, die oft rein auf Geschäftsinteressen der privaten Versicherungswirtschaft beruhen, belegen seriöse Langzeitrechnungen: Es wird zu einem Anstieg beim Pensionsaufwand kommen, die Finanzierung läuft aber keineswegs aus dem Ruder.“

Nachdem die Rückseite auch nicht mehr zu bieten hat, werfe ich das Bilderbuch ernüchtert in den Papierkorb. Die vergangenen zehn Minuten hätte ich wirklich besser investieren können, sage ich mir enttäuscht, ja sogar ein bisschen wütend. Ratlosigkeit kommt auf. In Gedanken rekapituliere ich den Sachverhalt: Die Arbeiterkammer Oberösterreich druckt auf Kosten ihrer Mitglieder ein paar tausend – die genaue Auflage möchte ich gar nicht wissen – Broschüren und schickt sie an junge Leute im ganzen Land. Inhalt sind Cartoons, gezeichnet von Kunststudenten. Diese Werke sind zwar jedes für sich ein gelungenes, witziges, mit Stereotypen spielendes Abbild eines Berufsstandes und karikieren spitzfedrig die Realität. Aber ich gebe es zu: Obwohl die Textlänge in der Broschüre dank leicht zu erfassenden Bildern auf ein Minimum gesenkt ist, verstehe ich nicht, was man mir damit sagen will. Meine Auffassungsgabe ist offensichtlich so beschränkt, dass sich selbst mithilfe von Comics das gewünschte Verständnis nicht herstellen lässt. Ist die Broschüre samt dem Brief einfach nur eine aufwendige Form, um mir mitzuteilen: Finanzberater sind Idioten? Oder will mich die Interessensvertretung beruhigen und mir meine Sorgen nehmen?

Funktioniert hat jedenfalls beides nicht. Es mag richtig sein, dass Rentensysteme, wie es Österreich und andere westliche Länder haben, nicht von heute auf morgen zusammenbrechen, weil es mehr ältere und weniger junge Menschen als früher gibt. Mich aber darauf zu verlassen, dass die Politik das System mit „gut bezahlten Jobs für die Jungen, einer geringen Arbeitslosigkeit, mehr Steuergerechtigkeit und gesunden Arbeitsbedingungen“ sichert, kommt der Hoffnung auf einen Jackpot im Lotto gleich. Auch die habe ich aufgegeben.